

SHARON DODUA OTOO  
DÜRFEN SCHWARZE BLUMEN MALEN?



Sharon Dodua Otoo

# Dürfen Schwarze Blumen Malen?

Klagenfurter Rede zur Literatur 2020



Zeichnungen: Sharon Dodua Otoo

Vielen Dank an Aischa Ahmed, Manuela Bauche, Noa Ha, Katja Kinder, Mirjam Nuenning, Tyrell Otoo und René Aguigah für ihre Anmerkungen.

Layout & Satz: Edition Meerauge, [www.meerauge.at](http://www.meerauge.at)

Druck & Bindung: BUCH THEISS GmbH, [www.theiss.at](http://www.theiss.at)

Die Edition Meerauge ist ein Imprint des Verlags Johannes Heyn.

© Verlag Johannes Heyn, Klagenfurt/Celovec 2020

Printed in Austria

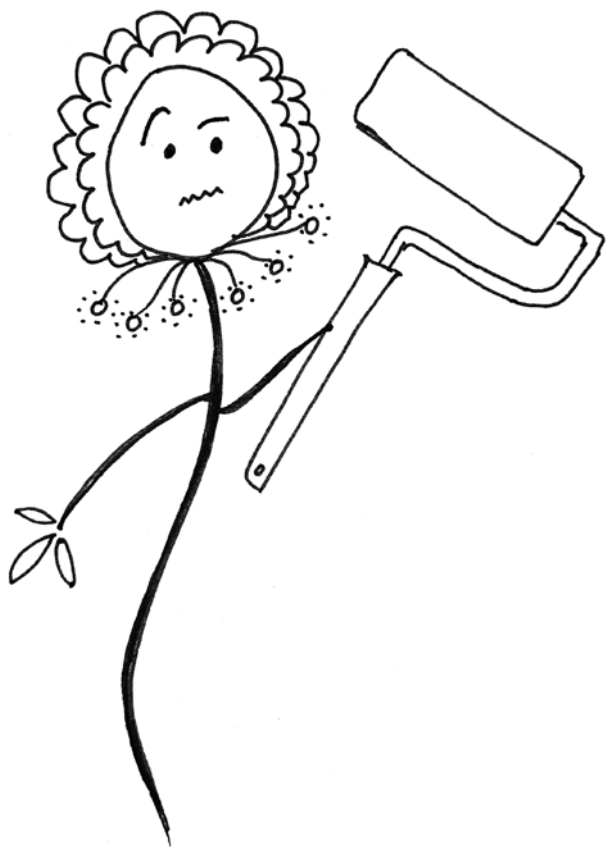
ISBN 978-3-7084-0644-2

Unterstützt von

**kelag**

LAND  KÄRNTEN  
Kultur

BUNDESKANZLERAMT  ÖSTERREICH  
KUNST

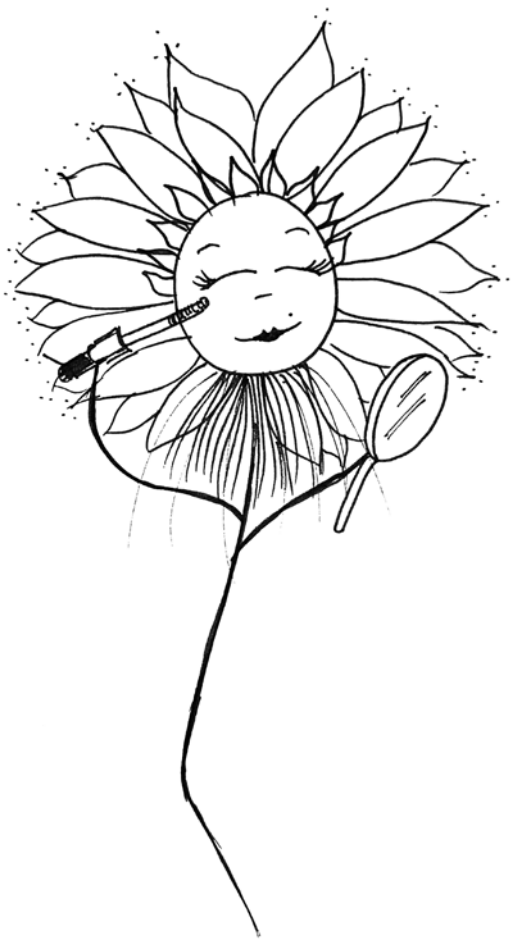




Verehrtes Publikum,

erlauben Sie mir bitte eine Anmerkung, bevor ich mit der Rede beginne. Es geht um die Schreibweise des Wortes »Schwarz« in meinem Titel. Sie werden vielleicht festgestellt haben, dass er zweideutig ist, je nachdem, ob »Schwarz« groß oder klein geschrieben wird. Eventuelle Irritationen deswegen möchte ich zunächst aus dem Weg räumen.

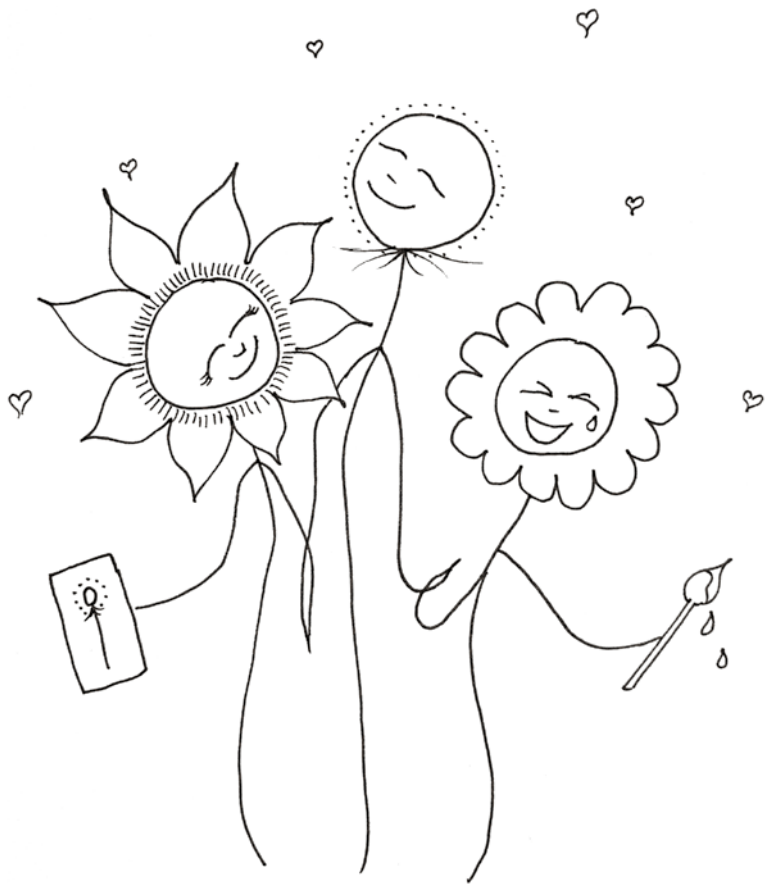
Es wäre mir eine große Freude, Ihnen von malenden schwarzen Blumen zu erzählen. Von ihren Duftnoten und Farbtönen, ihrer Resilienz und ihrem Großmut, ihrer Nahrhaftigkeit, von ihren heilenden Kräften. Was wir alles von diesen seltenen Blumen lernen könnten! Aber darum soll es heute Abend nicht gehen. Tatsächlich werde ich über Menschen reden. Paradoxerweise habe ich genau dieses Wort – »Menschen« – weg-





gelassen, um sicherzugehen, dass der Titel von anderen richtig geschrieben wird.

Im englischsprachigen Raum ist es üblich, bestimmte politische Selbstbezeichnungen auch als Adjektive großzuschreiben. Denken wir an »Black« und »Deaf« zum Beispiel. Der Großbuchstabe am Anfang signalisiert, dass es sich keineswegs bei »Black« um die Beschreibung eines vermeintlichen Hauttons beziehungsweise bei »Deaf« um eine Unfähigkeit zu hören handelt. Es sind widerständige Begriffe, die eine Zugehörigkeit zu einer Community kennzeichnen. Die Mitglieder der jeweiligen Communitys teilen Erfahrungen und Überlebensstrategien, aber auch kulturelle Referenzen und tradiertes Wissen. Menschen der afrikanischen Diaspora überbrücken nationale Grenzen und erhebliche Barrieren, um für Anerkennung, Gerechtigkeit und Chancengleichheit zu mobilisieren und zu



kämpfen. Ich habe gelernt, dass Gebärdensprachgemeinschaften ähnliche Herausforderungen kennen. Diese Communitys sind vielfältig und selbstbestimmt. Mit Sicherheit sind sie sich untereinander nicht immer einig – nicht einmal in der Frage, ob »Black« beziehungsweise »Deaf« groß oder klein geschrieben werden soll. Das müssen sie aber auch nicht sein.

Die Verwendung der Großbuchstaben am Anfang des Wortes kann zeigen, dass wir der Community angehören oder, wenn dem nicht so ist, dass wir uns mit der Bewegung solidarisieren. Das hat auch in deutschsprachigen Ländern Tradition. Seit über dreißig Jahren bemühen sich Communitys der jüngeren Schwarzen Generation, ihre Eigenbezeichnungen auch in diesem Kontext durch Organisationen wie ADEFRA (Schwarze Frauen in Deutschland), ISD (Initiative Schwarze Menschen in Deutschland),



Pamoja (die Bewegung der jungen afrikanischen Diaspora in Österreich) und Bla\*Sh (das Netzwerk Schwarzer Frauen in der Deutschschweiz) zu prägen. Somit werden Schwarze Erfahrungen in den jeweiligen Ländern dokumentiert. Es werden Treffen koordiniert, es werden Veranstaltungen organisiert, es werden Netzwerke gebildet, es wird Theoriearbeit geleistet. Für einen respektvollen Umgang mit unserer gemeinsamen deutschen Sprache gibt es Lösungen und Angebote. Und schließlich kennt die deutsche Sprache bereits Veränderung. Eine Sprache, die es geschafft hat, sich von »Fräulein« zu verabschieden und ein Wort wie »Safari« willkommen zu heißen, ist stark genug, um weitere Upgrades zu verkraften. Oder zumindest, um einen souveränen Aushandlungsprozess zuzulassen. Leider wird jedoch in den überwiegend weißen deutschsprachigen Redaktionen – progressiv wie konservativ – noch immer zu eng am Duden festgehalten.

Viel zu oft habe ich die ärgerliche Erfahrung gemacht, dass ein Text von mir im Lektorat »korrigiert« und veröffentlicht wurde, obwohl ich mit meiner gewählten Schreibweise etwas ganz anderes hatte ausdrücken wollen. »Lehrer\*innen« hat nicht die gleiche Bedeutung wie »Lehrerinnen und Lehrer«, »Fremdenfeindlichkeit« schreibe ich nicht, wenn ich »Rassismus« meine, und »schwarz« ist nicht gleich »Schwarz.«

Wenn Sie nicht verwechselt werden wollen mit einer Person, die Selbstbestimmung für überflüssig hält, oder gar mit einer Person, die eine alleinige Deutungshoheit für sich beansprucht, plädiere ich doch dafür, Sprache als eine Post-it-Note zu begreifen: als ständige Erinnerung daran, dass Diskriminierung existiert und dass unsere eigene Haltung dazu in der Wortwahl oder der Schreibweise deutlich werden kann.

So zu handeln ist eine Wahl. Ich möchte behaupten, dass es möglich ist. Ich möchte *nicht* behaupten, dass es leicht ist. Als ich diese Rede geschrieben habe, habe ich es vermieden, die Worte »taub« und »gehörlos« zu verwenden, weil ich unsicher war. Ich wusste, dass einige Menschen sich nicht als »gehörlos« bezeichnen, da ihre Identität kein Defizit ist. Ich weiß auch, dass »taub« in der Vergangenheit stigmatisierend war. »Taub« ist jetzt eine positive Selbstbezeichnung, die aber nicht alle Menschen aus der Community für sich verwenden. Also stehe ich am Anfang eines Lernprozesses. Die Unsicherheit gehört dazu – sie ist ein immens wichtiger Teil des Lernens. Wir dürfen Fehler machen.

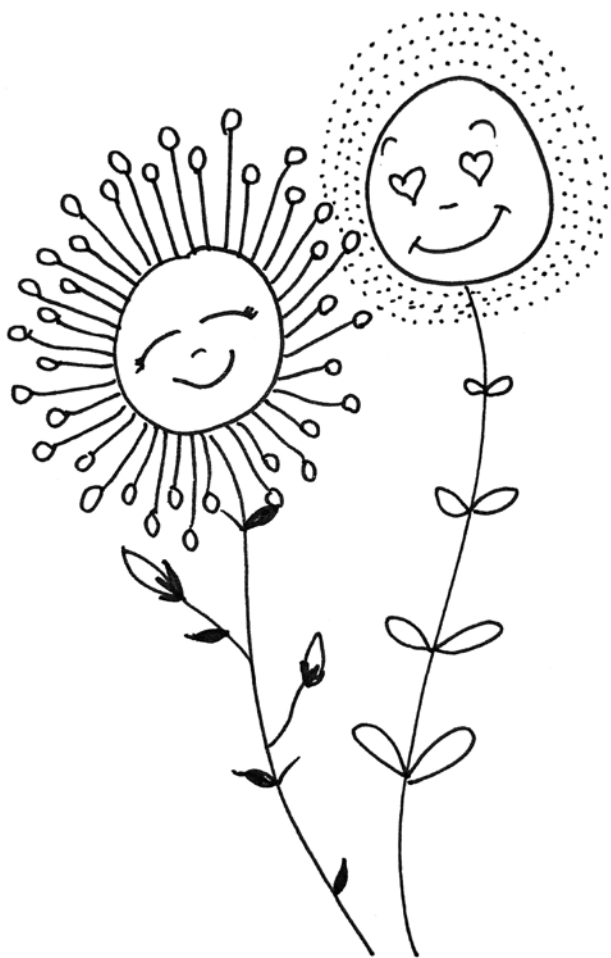
Und, da es gerade sehr gut passt, noch ein Hinweis bezüglich des Wortes »dürfen«, bevor ich mit der Rede anfangen. Zusammen mit »müssen«

und »sollen« ist »dürfen« meiner Meinung nach eines der deutschesten aller deutschen Verben. Wir *dürfen*, wenn es um Sprache und Literatur geht, recht viel. Gesetze, die Verstöße gegen die sogenannte Political Correctness regeln, gibt es keine. Leute, die behaupten: »Das wird man ja wohl noch sagen dürfen!«, haben – mit wenigen Ausnahmen – absolut recht. Die Meinungsfreiheit ist im gesamten deutschsprachigen Raum ein hohes Gut – sie ist eines der wichtigsten Menschenrechte überhaupt. Was es jedoch nicht gibt, obwohl sie bisweilen als Menschenrecht verstanden wird, ist Konsequenzen-Freiheit. Literatur wird nicht ohne gesellschaftlichen Kontext geschrieben und auch nicht ohne einen solchen rezipiert. Selbstverständlich *dürfen* wir den Kontext vernachlässigen. Die interessantere Frage ist aber, warum wir das tun.



Verwendet eine weiße deutsche Autorin rassistisches Vokabular in ihrer Kurzgeschichte, weil sie die Lesenden ausschließlich als weiß imaginiert? Was wenn sie dadurch versucht, sich von eben dieser Art der Diskriminierung zu distanzieren? Ist die satirische Reproduktion eines rassistischen Begriffs für Schwarze Menschen gerechtfertigt, wenn ein Schwarzer deutscher Komiker sie vornimmt? Was, wenn er dadurch versucht, sich den Begriff anzueignen, um ihn seines schmerzhaften Potentials zu berauben? Ist die emotionale Belastung für Schwarze Lesende dadurch zumutbar gemacht? Können wir hier von fehlender Solidarität sprechen?

Mit Erstaunen verfolge ich die aktuelle Debatte um den kamerunischen Historiker und Philosophen Achille Mbembe, dem Antisemitismus und Holocaustrelativierung vorgeworfen werden. Auf der anderen Seite wirft er seinen Kritikern Ras-



sismus vor. Um meine Position klar zu machen: Ich bin weder Expertin in Sachen Antisemitismus noch in den Arbeiten von Mbembe. Ich bin explizit in der Rolle einer Lernenden und Fragenden. Ich versuche ausgehend von den diversen Artikeln, Essays und offenen Briefen zu einer eigenen Meinung zu gelangen. Mir erscheint es unabdingbar, die Kämpfe gegen Antisemitismus und Anti-Schwarzen Rassismus zusammenzudenken.

Ich frage mich, wie wir die Solidarität, die zwischen Schwarzen Communitys und jüdischen Communitys in Deutschland besteht, wahrnehmbarer machen können. Es scheint in der Debatte kaum eine Rolle zu spielen, dass es sie überhaupt geben könnte. Doch in der 1992 erschienenen Kongressdokumentation »Wege zu Bündnissen«, herausgegeben von May Ayim und Nivedita Prasad, sind Beiträge von »Immi-

grantinnen, Schwarzen deutschen, jüdischen und im Exil lebenden Frauen« veröffentlicht. Und der 1993 erschienene Sammelband »Entfernte Verbindungen. Rassismus, Antisemitismus, Klassenunterdrückung«, herausgegeben unter anderem von Ika Hügel, Chris Lange und May Ayim, ist Ergebnis einer ähnlichen Kooperation.

Die Zusammenarbeit war sicherlich nicht ohne Brüche und Konflikte. Aber sie bot eine Inspiration für weitere Zusammenschlüsse. Ende 2010 unter der Leitung der Schwarzen deutschen Intendantin Philippa Ebéné kuratierte die Berliner Kulturinstitution Werkstatt der Kulturen eine Diskussionsreihe namens »Playing in the Dark«, die von dem ehemaligen Vizepräsidenten des Zentralrats der Juden in Deutschland, Michel Friedman, moderiert wurde. 2013 fand »FeMoCo«, eine gemeinsame Konferenz zu »Feminismen of Color in Deutschland«, statt. Beide Veranstal-

tungen bemühten sich um eine kritische, differenzierte und solidarische Auseinandersetzung mit den unterschiedlichen Positionen von Schwarzen, jüdischen und muslimischen Menschen, von Sinteza, Rromnja und weiteren Menschen of Color in Deutschland.

Ich frage mich, wie wir die Art der Debattenführung verändern können, um Platz für die Positionen Schwarzer jüdischer Menschen zu machen. Wie können wir auf Allianzen bauen, im Dialog bleiben und zu einem Verständnis kommen, das der Komplexität von Erinnerung und Mahnung gerecht wird?

Ich begreife meine Arbeit als Teil eines solchen Austausches. Erst durch die Rezeption wird das, was ich schreibe, zu Literatur. Vorher ist es bestenfalls ein Monolog. Und ich möchte mit meinem Schreiben auf gesellschaftliche Missstände

hinweisen. Dafür brauche ich Verbündete. Erst durch die Rezeption wird mein Wunsch zum Programm. Somit schreibe ich in der Tradition von Geoffrey Chaucer und Charles Dickens, von Bertolt Brecht und Heinrich Böll. Ich komme vielleicht nicht von Homer, aber ich schreibe im warmen Schatten des nigerianischen Autors Chinua Achebe, der unter anderem mit dem Friedenspreis des Deutschen Buchhandels ausgezeichnet wurde und der einst sagte:

»Writers are not only writers, they are also citizens ... serious and good art has always existed to help, to serve humanity.«

»Schriftsteller\*innen sind nicht nur Schriftsteller\*innen, sondern auch Bürger\*innen ... Es war stets die Aufgabe ernsthafter und gelungener Kunst, der Menschheit beizustehen, ihr zu dienen.«

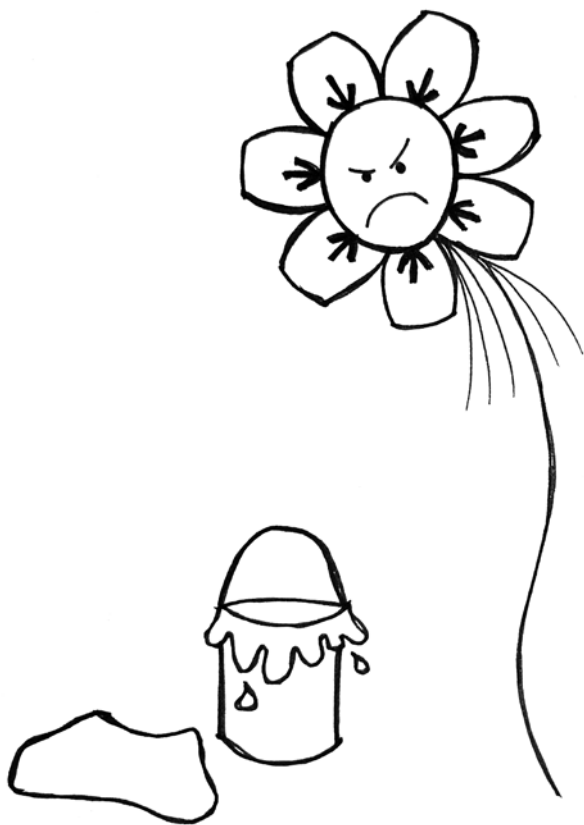
Ich schreibe in den riesigen Fußstapfen der Schwarzen US-amerikanischen Autorin und Literaturnobelpreisträgerin Toni Morrison, die proklamierte:

»I'm writing for Black people ...  
I don't have to apologise.«

»Ich schreibe für Schwarze Menschen ...  
Ich muss mich nicht entschuldigen.«

Ich schreibe in Dankbarkeit für die bahnbrechende Arbeit der Schwarzen deutschen Aktivistin, Pädagogin und Dichterin May Ayim, die in ihrem Gedicht »Der Käfig hat eine Tür« folgende Zeilen verfasste:

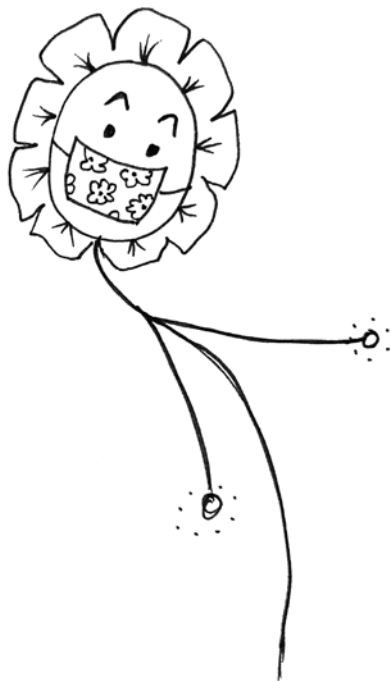
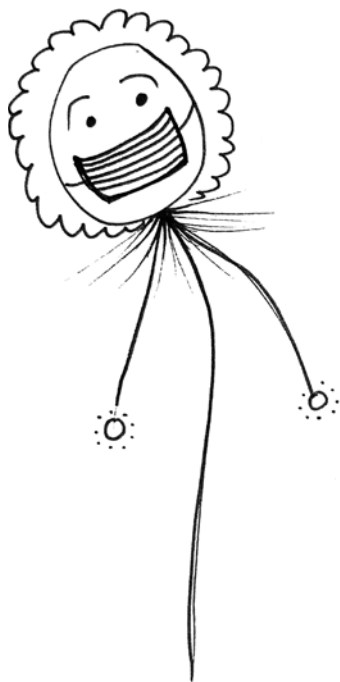
»... es ist mir inzwischen lieber  
ich bin ausgegrenzt  
ich bin nicht eingeschlossen ...«





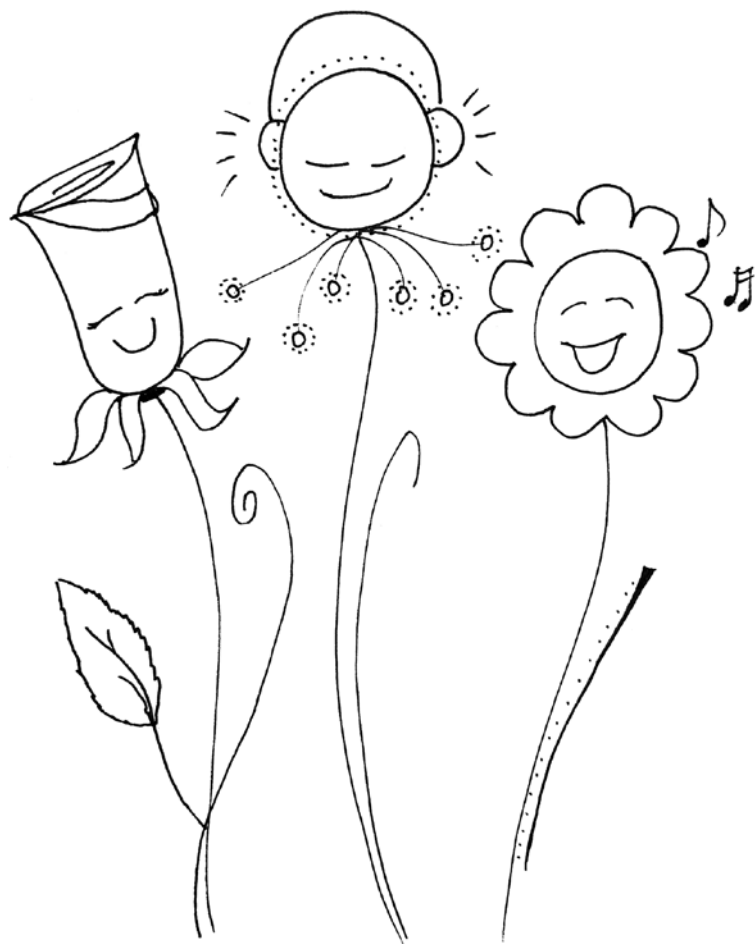
Apropos Schreiben. Eine letzte Sache, die ich klären möchte – und dann kann es endlich mit der Rede losgehen –, betrifft das Konzept »Blumen malen.« Wann haben Sie es das letzte Mal getan? Vielleicht haben Sie angesichts der aktuellen Krise keine Zeit dafür? Ihnen fehlt die Ruhe? Denken Sie sogar, Sie hätten kein Talent dafür? Oder haben Sie in Ihrem Leben so viele Blumen gemalt, dass Sie dabei keinen Zauber mehr verspüren? Oder gehören Sie zu den Menschen, die trotz allem – vielleicht sogar wegen allem – Blumen in all ihrer vergänglichen Schönheit zu malen gedenken? Mit Filzstift, mit Bleistift, in Wort, in Gesang:

wie vereinzelte blüten  
bleich und gemein  
ohne grund  
wirken versammelte knospen  
mit gold-rot-schwarzem bund

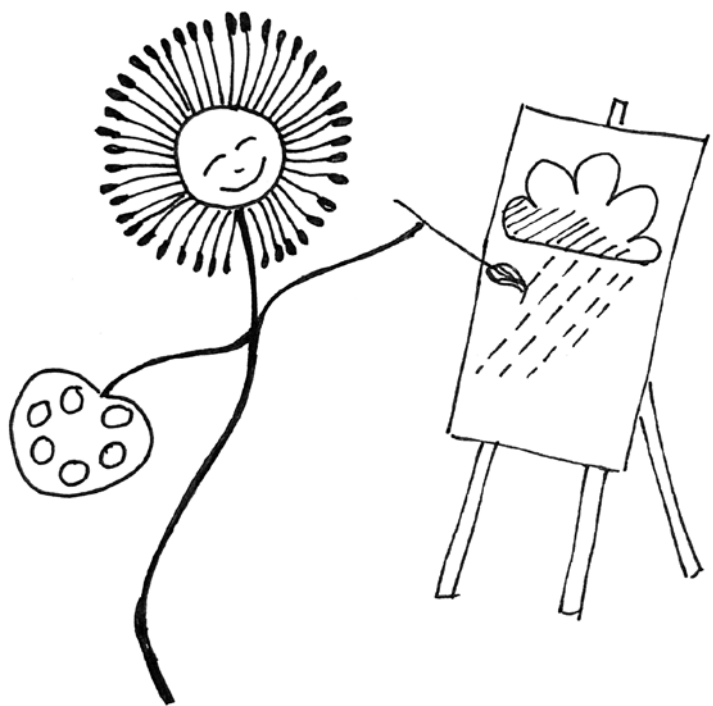


Blumen malen, ganz ohne Rücksicht auf fehlende Kitabetreuung, finanzielle Einbußen, gesundheitliche Risiken oder rassistische Aggressionen. Für manche von uns der ganz normale entspannte Alltag – und für viele von uns: eine radikale Vorstellung. Wenn zu diesen Herausforderungen noch hinzukommt, dass wir Einzelperscheinungen in den jeweiligen Communitys der Blumen-Malenden sind – die einzige Frau unter Männern zum Beispiel – bekommt unsere Kunst eine zusätzliche Aussagekraft, um nicht zu sagen, eine Vorzeige-Qualität.

Viele Schwarze Kunstschaaffende arbeiten unter diesen oder ähnlichen Zwängen. Auch wenn wir es wollen, steht unsere Kunst nicht für sich allein – sie wird zur Repräsentation einer ganzen Community. Wie gehen wir damit um? Es gibt Schwarze deutsche Autor\*innen, die in ihrer Arbeit Schwarzsein gar nicht thematisieren.



In »Die Falle« von der preisgekrönten Krimiautorin Melanie Raabe spielt es keine Rolle. Andere schreiben zwar Schwarze Hauptprotagonist\*innen, entscheiden sich aber bewusst, gewaltvolle Diskriminierungserfahrungen nicht in den Mittelpunkt der Geschichte zu stellen. Mit »Brüder« wollte Jackie Thomae ausdrücklich kein »Rassismusbuch« schreiben. Und wieder andere Autor\*innen beschreiben detailliert die diversen Lebensrealitäten ihrer Schwarzen Figuren. Der im Frühjahr erschienene Roman »1000 Serpentina Angst« von Olivia Wenzel reflektiert die Geschichte einer Schwarzen Ostdeutschen queeren Frau. Es muss Platz für diese verschiedenen Romane geben – und auch für jene von Chantal-Fleur Sandjon, Schwarz-Rund, Noah Sow, Zoe Hagen, Michael Götting und noch vielen mehr. Denn durch die Rezeption einer ganzen Palette an Arbeiten werden Positionen und Problematiken deutlicher, kom-



plizierter, herausfordernder. Wir Schwarzen Menschen können uns in unserer Diversität begreifen und die Bürde der Repräsentation wird leichter. Außerdem wird die deutschsprachige Literaturlandschaft daran wachsen, davon lernen, und wenn sie sich traut, wird sie ihren Horizont erweitern. So oder so schreiben wir Menschen der afrikanischen Diaspora weiter – denn es gibt unendlich viel zu erzählen.

Also kommen wir endlich zum Thema des heutigen Abends.

Verehrtes Publikum:

»Dürfen Schwarze Blumen Malen?«

Ja. Je mehr, desto besser.

Haben Sie vielen Dank!

